

Predigt anlässlich der Aufführung von Neil LaButes drei Einakter „Bash – Stücke der letzten Tage“ in der Evangelischen Stadtkirche Baden-Baden.

Marlene Bender, Pfrn.

Sonntag Oculi /19. März 2017

Liebe Gemeinde,

am Freitag letzter Woche fand die Premiere zu „Bash“ statt. Insgesamt sieben Mal wird das Stück von Neil LaBute hier in der Stadtkirche aufgeführt. Es handelt sich um drei Einakter; alle geben Einblicke in die tiefsten Abgründe der menschlichen Seele. Drei Verbrechen werden in einer Art Beichte erzählt. Verbrechen, die von ganz normalen Menschen begangen wurden. Zwei der ungeheuerlichen Vergehen bleiben unentdeckt und ungesühnt. Die letzte Tat wird wohl ein juristisches Urteil finden, aber hier wie bei den beiden anderen Geschichten empfindet die Täterin weder Reue noch Skrupel. Alle Täter scheinen kein Gewissen zu haben und keine Verantwortung für ihr Tun zu empfinden. Ihr Erzählen hat zwar den Charakter einer Beichte, aber es gibt keinen Gott, der sie hört, und weil es den nicht gibt, kann auch niemand in seinem Namen die Absolution erteilen.

Warum haben wir das Theater Baden-Baden eingeladen, dieses Stück in unserer Kirche zu spielen? Für mich gibt es drei Gründe:

*Wo, wenn nicht in einer Kirche, kann von menschlichen Abgründen besser gesprochen werden?
Wo, wenn nicht in einem Gotteshaus, kann die Frage nach Schuld, Gewissen und Sühne gestellt werden?*

Wann, wenn nicht in der Passionszeit, tritt deutlicher vor Augen, was Menschen einander antun können und was das mit der biblischen Botschaft zu tun hat, der Botschaft von dem Gott, der seinen Sohn in die erbarmungslosen Hände der Menschen gibt und ihn sterben lässt?

Wo, wenn nicht in einer Kirche, hat der Raum selbst eine Botschaft, die sich in Beziehung setzen lässt zu den Verstrickungen, in die wir Menschen geraten können? Schauen Sie z.B. auf unsere Fensterbilder, auf den Altar, den Taufstein usw.

Gotteshäuser sind religiöse, spirituelle, „sprechende“ Räume. Was passt da hinein, was nicht?

Es gibt es ja die Meinung, Religion diene der Erbauung, der Erhebung, der – ich sage es polemisch – der Seelenwellness. Friede, Liebe, Harmonie - mit solchen Begriffen wird dann ein positives Gefühl verbunden und mit einem (wie auch immer gearteten) göttlichen Wesen in Beziehung gebracht. Aber wer Religion so versteht, verwendet sie wie ein Betäubungsmittel. Religion als Opium - schon Karl Marx hat das klar und richtig erkannt. Religion kann narkotisieren und so über Unrecht hinwegtrösten; Religion kann für die Wirklichkeit immun machen und den Blick in ein vermeintlich besseres Jenseits lenken; Religion kann die brutalen Abgründe unserer Seele übertünchen mit Harmonie und einer harmlosen Liebes- und Friedensbotschaft: entweder universell, für die ganze Welt, den gesamten Kosmos - oder partiell: nur für die Anhänger der eigenen Religionsgemeinschaft. Im letzten Fall kann man mit

Religion Menschen fanatisieren und ihr Gewissen so betäuben, dass sie für ihre Ideale oder eine vermeintlich höheren Macht über Leichen gehen.

Gotteshäuser dienen dann als Orte, in denen sich die Gleichgesinnten treffen, einander bestärken und sich auch abgrenzen gegen „die anderen“. Aber auch: gegen „das andere“ in sich.

Was Menschen einander im Namen der Religion antun – wir wissen es. Derzeit ist das Christentum die am meisten verfolgte Religion weltweit. Aber wie oft war es umgekehrt, wurden im Namen Jesu Anders- oder Ungläubige niedergemacht!

Das Christentum ist nicht immun gegen die beiden Versuchungen: sich als Gemeinschaft der Glaubenden entweder abzugrenzen und den eigenen Platz, selbstverständlich, auf der Siegerseite zu suchen, oder in eine oberflächlich-harmlose Spiritualität abzudriften, die das Böse nicht ernst nimmt.

Wäre dann nicht ohne Religion alles einfacher? Der Gedanke scheint manchen einleuchtend, ist aber mehr als naiv. Aus zwei Gründen: Wer die Religion verbietet oder abschaffen will, verliert selbst sein menschliches Gesicht. 1789, bei der französischen Revolution; oder vor 100 Jahren bei der Oktoberrevolution; danach unter Stalin, Mao, Pol Pot und (seit Jahrzehnten) in Nordkorea: Der Kampf gegen die Religion hat einen barbarischen Blutzoll gefordert. Die Welt ohne Gott ist keinesfalls die bessere. Der Atheismus ist den Beweis seiner Überlegenheit schuldig geblieben. Keine Religion ist also auch keine Lösung. Das ist das Eine.

Das Andere: Wer Religion verbietet oder ausmerzen will für eine bessere Welt, der übersieht, dass die menschlichen Abgründe bleiben, ob einer atheistisch oder religiös ist. Das Problem sind wir selbst.

Noch einmal zur Eingangsfrage: *Passt ein Theaterstück wie „Bash“ in eine Kirche?*

Bei der Premiere am Freitag letzter Woche haben zwei Damen aus unserer Gemeinde das eindeutig bestätigt: „Ja, dieses Stück gehört in eine Kirche!“ Denn es geht um Schuld und Sühne, um Unglaube und Erlösung, um das Vorläufige und um die „letzten Dinge“. „Stücke der letzten Tag“ hat LaBute sein Werk unterschrieben.

Neil LaBute war früher selbst Mormone. In der Erstfassung seines Stücks hat er stärker Bezug genommen auf seine Wurzeln. In der Fassung, für die sich Benjamin Bracher in unserer Stadtkirche entschied, werden diese konfessionellen Bezüge marginal. Ich bin sehr dankbar, dass wir hier ein Stück sehen, das kein „Mormonen-Bashing“ betreibt. Das wäre nämlich, gerade für uns hier, die wir wohl alle keine Mormonen persönlich kennen, sehr plump und einfach. Wir könnten bei den drei Geschichten nämlich immer mit dem Finger auf die Täter zeigen und sagen: „Seht her, so sind sie, die Sektierer! Wie gut, dass ich kein Mormone bin. Oder kein Moslem. Oder dass ich Christ bin. Oder dass ich über all dem stehe und gar nichts glaube.“ – „Wie gut, dass ich nicht bin wie diese alle!“

Die Bibelfesten unter uns wissen: Dieser Ausruf stammt aus einem Gleichnis Jesu. Den legt er einem selbstgerechten Schriftgelehrten in den Mund. „Ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie dieser Zöllner!“ Wie gut, dass ich nicht bin wie diese religiösen Fanatiker, dass ich nicht so naiv bin oder so verblendet.

Aber LaBute will gerade nicht unsere Distanz, er will uns hineinstoßen in Abgründe, die auch in uns schlummern. Das ist ja gerade die aufrüttelnde Botschaft von „Bash“: Lebenslügen, Schuld, Verstrickungen – die Hölle, das sind nicht die andern. Die Hölle - das sind wir selbst. Und wohl uns, wenn wir nicht in Situationen geraten, in denen wir plötzlich zu handeln fähig werden wie die Protagonisten in den drei Szenen.

Bisher habe ich Ihnen nichts über den Inhalt der drei Einakter erzählt. Ich will auch selbstverständlich nicht alles verraten – Sie sollen sich ja selbst ein Bild machen. Aber so viel sollen Sie wissen: Drei Mal wird zugeschlagen. „Bash“ heißt ja „Schlag“.

Im ersten Stück stirbt ein Kind. Der Vater spricht vom Schicksal, das scheinbar launisch und willkürlich „zugeschlagen“ hat. Er spricht von seiner Trauer, aber mehr als die spürt man seine Angst: die Angst, noch mehr zu verlieren als eine Tochter. Die Angst, in einer erbarmungslosen Arbeitswelt zu versagen. Die Angst um sein berufliches Fortkommen. Die Angst, den Lebensstandard nicht halten zu können. Er will die Kontrolle behalten über sein Leben, über das, was er unter Glück versteht: Familie, Erfolg, Sicherheit. Die Angst lässt ihn handeln wie Agamemnon, der, um die Götter gnädig zu stimmen, seine Tochter Iphigenie opfert. **Iphigenie in orem** hat LaBute das erste Stück genannt.

Dass die Zeit der Menschenopfer nicht vorbei ist, führt uns auch das dritte Stück vor Augen. **Medea redux** titelt der Verfasser. Im Mittelpunkt steht hier eine naive junge Frau. Verführt von ihrem Lehrer, wird sie von ihm mit einem Kind sitzen gelassen. Scheinbar emotionslos erzählt sie ihre Geschichte, die Geschichte eines verpfuschten Lebens: „Wir haben schon so lange alles falsch gemacht dass es sich nach einer Weile ganz in Ordnung anfühlt“, bekennt sie. Die ganze Zeit sitzt sie dabei hier drüben im Glaskasten. Will sagen: Sie legt ein Geständnis ab. Denn sie hat sich gerächt. Tonlos erzählt sie von ihrer Tat. Lebhaft und leidenschaftlich wird sie dann, wenn sie uns in ihre verletzte und verratene Seele blicken lässt. Wenn sie vom Missbrauch erzählt – nicht nur dem sexuellen, sondern dem Missbrauch ihres Vertrauens, ihrer Liebe.

Die mittlere Begebenheit erzählt von einem Paar, das ein Wochenende in New York verbringt. **Eine Meute von Heiligen** lautet der Titel, und der junge Mann entpuppt sich hier als einer, der zuschlagen kann. Der einen Konkurrenten um die Gunst seiner Freundin nicht nur verprügelt, sondern den Wehrlosen brutal traktiert. Der einen Homosexuellen mit Kälte, Wucht und Aggressivität umbringt. Er fühlt sich dabei moralisch überlegen: „Ich kenne die Gebote, und das (damit meint er die Homosexualität) ist ziemlich unrecht.“ Das Gebot „Du sollst nicht töten!“ ist ihm in seinem Blutrausch wohl entfallen. Und welche Rolle der Konflikt mit dem eigenen Vater spielt, sei nur angedeutet. Jedenfalls erinnert ihn das Opfer stark an seinen eigenen Vater.

Wann, wenn nicht in der Passionszeit, ist Gelegenheit, solch abgründigen Bekenntnissen, solchen Beichten zu lauschen? Wir erinnern uns in diesen Wochen: Gott gibt seinen Sohn in die Hände der Menschen, und damit stirbt er mit der kleinen Tochter Emma, dem unehelichen Sohn Billie und dem schwulen Chet, dem Opfer der dritten Geschichte.

Jesus stirbt wie sie: verraten und geschlagen, hintergangen und verhöhnt. Ein Opfer – und doch nicht eines, das nur deshalb stirbt, weil es zu schwach oder wehrlos ist. Ein Opfer, das freiwillig mit den unzähligen Getöteten durch die Hölle geht. Ein Opfer, das die Gottesferne aushält. Jesus stirbt mit dem Schrei „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Seither kann niemand mehr sagen: „So tief wie ich kann niemand fallen, mein Elend kann kein Gott verstehen“. Jesus hält aus. Er hält das Schweigen Gottes aus. Und: Er hält uns aus.

Die Rezension im BT zur Premiere letzte Woche endet mit den Worten: „Die hier zu Wort kamen, schienen jedenfalls alle von Gott verlassen. Vielleicht sollte man die Kirche auch aufsuchen, um nicht letzte, sondern ewige Worte zu hören.“

Was sind diese ewigen Worte? Wie lauten sie? Eigentlich müsste ein letztes großes NEIN nicht nur über unserer Aufführung, sondern über dieser ganzen Welt stehen. Die Protagonisten der drei Stücke glauben an dieses Nein. Das ist ihr Credo. Hier aber, in unserem Kirchenraum, sehen wir das Kreuz. Das ist Gottes Urteil über die Welt. Ein NEIN zu allem Unrecht, aller Gewalt: Die Mörder kommen nicht davon. Die ungeheuren Taten werden gesühnt. Um der Opfer willen schaut Gott nicht weg.

Doch: Wenn wir, die Schuldigen, Rechenschaft ablegen sollen „in den letzten Tagen“ – wer kann bestehen? Wir müssen vergehen – es sei denn, einer tritt für uns ein. Einer nimmt stellvertretend den Schuldspruch an und stirbt unseren Tod.

Das Kreuz ist deshalb unsere Hoffnung. Es setzt keinen Schlusspunkt unter die Abgründigkeiten dieser Welt. Es setzt einen Doppelpunkt. Weil der Gekreuzigte den Abgrund überwindet.

Das letzte Wort hat ER. Von IHM bekennt die Schrift: „Um unserer Missetat willen ist er verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“

Amen.